Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(5. Fortsetzung.)

„Mein Bruder," ergänzte Friedrich weiter, „kannte seine Schicksale, die ihn in eine so dürftige Lage mit Frau und Kind versetzt hatten. Er war Lehrer gewesen oder doch zu dem Amt eines solchen befähigt. Aber wegen seiner Betheiligung an den Vorgängen im Jahre 1848 hatte er sich mißliebig bei der Behörde gemacht und bekam daher keine Anstellung, ja, wurde eines öffentlichen Lehramts für untauglich erklärt. Verheirathet war er schon. Wovon nun leben? Da schrieb er denn Geschichten für die Blätter, und das trug wohl nicht viel ein."

„Geschichten schrieb er?" fragte Robert mit erhöhter Theilnahme. „Also ein Schriftsteller. Und hast Du nie etwas von ihm gelesen, besitzest Du gar nichts von seinen Arbeiten?"

„Potz Blitz!" Dabei knallte Onkel Friedrich über seinen Einfall mit den Fingern. „Ich muß noch eine Erzählung von ihm haben. Warte einmal! Daran habe ich gar nicht mehr gedacht."

Er besaß eine kleine Büchersammlung, die in zwei Glasschränken das Zimmer zierte, in dem er sich mit Robert befand. Er öffnete die Thür des einen dieser Schränke und nahm, ohne lange zu suchen, einen sehr dicken und in einfache Pappe gekleideten Band heraus. Blätternd darin, sagte er:

„Die Geschichte las ich damals mit viel Genuß. Es sind Stimmungsbilder darin, packende Schilderungen, spannungsvolle Vorgänge. Ich lese ja nicht viel solche Erzählungen — rein zufällig kam ich dazu, als ich mir zum Einschläfern nach Tisch einmal das Blatt genommen hatte. Den „Beobachter an der Spree" — früher gehörte der in jedes berliner Haus. Ah, das ist's: „Der Contrebandier" — Schmuggler hätte er eben so gut schreiben können — „Roman von H. Werg."

Er zeigte den aufgeschlagenen Band seinem Neffen, der ihn mit Hast in seine Hände nahm nach, dem Titelblatt schaute und seine leuchtenden Augen über die Schrift des Romans seines Vaters fliegen ließ.

„Ich nehme den Band mit, Onkel; das muß ich doch lesen!" rief er, indem er das Buch unter den Arm steckte.

„Lies, mein Junge!"

„Nun weiter, Onkel, weiter! Sieh, wie viel kannst Du mir von meinem Vater mittheilen! Lebte er denn nach dem Tode meiner Mutter ganz allein mit mir? Hatte er Niemanden weiter um sich?"

„Eine Frau," berichtete Friedrich weiter, „besorgte ihm sein kleines Hauswesen und wachte auch über Dich. Sie war im Hause, eine Nachbarin von ihm und an einen unserer Arbeiter verheirathet. Oefter besuchte ihn eine ärmlich gekleidete und elend aussehende Frau, seine Schwägerin. Die pflegte ihn denn auch, als er bettlägerig wurde, und war um ihn, als er nach mehrwöchentlicher Krankheit starb."

„Die Schwester meiner Mutter?"

„Aber unzweifelhaft bedeutend älter als diese. Eines Morgens kam sie weinend zu uns auf die Schreibstube und zeigte uns den Sterbefall an. Sie hatte Dich an der Hand und klagte, daß sie in ihrer eigenen Dürftigkeit als Wittwe mit mehreren Kindern unmöglich Dich noch als neue Last sich aufbürden könne, sondern daß Du ins Waisenhaus gebracht werden müßtest. Na," stieß Onkel Friedrich hervor, wie es so seine Art war, wenn er über einen hindernden Punkt schnell hinweg wollte, „was ist nun eigentlich noch zu sagen?"

„Ihr nahmet Euch nun meiner an," hielt Robert ihn beim Gespräch, über welchem das Gemüth des Alten doch warm geworden war.

„Und machte sich folgendermaßen," hob er denn auch wieder und lebhaft an, als sei die Vergangenheit ihm zur Gegenwart geworden. „Mein Bruder Wilhelm war schon an die zehn Jahre verheirathet und seine Frau hatte ihm noch kein Kind geschenkt. Sie hofften Beide nichts mehr in dieser Beziehung und das trübte ihre glückliche Ehe, zumal ich fest entschlossen war, mich nicht zu verheirathen. Die ich einmal haben wollte," entfuhr es ihm hierbei, „bekam ich nicht, und eine Andere mochte ich nun nicht mehr. So sah es denn mit der Siegfried'schen Nachkommenschaft schlecht aus. Als mir die Frau die Ohren voll jammerte und ich Dich kleinen, unschuldigen Knaben vor mir sah, wie Du traurig warst, weil die Tante weinte, und vielleicht auch, weil Du gehört hattest, daß Dein Vater todt sei und Du ihn nie wiedersehen würdest — da dachte ich an meinen kinderlosen Bruder und ob er Dir nicht den Vater ersetzen möchte. Ich nahm Dich bei der Hand, führte Dich in die Wohnung zu ihm und seiner Frau, machte ihnen Beiden den Vorschlag, und sie besannen sich auch nicht lange, sondern stimmten freudig zu. Du bliebst gleich bei ihnen und Deine Tante dankte Gott, daß es so gekommen. Damit ist die Geschichte aus. Du wurdest nach einigen Wochen gesetzlich Wilhelm Siegfried's Sohn und erhieltest dessen Geschlechtsnamen. Na, so bist Du regelrecht Robert Siegfried geworden. Dein Vater Werg wurde anständig begraben. Seinen geringen Nachlaß nahm Deine Tante an sich, die wir noch ein paar Jahre lang unterstützten. Dann starb sie auch."

Onkel Friedrich schwieg, auch Robert. Aber nach einer Weile löste sich noch eine Frage von seinen Lippen, die ihm langsam aus dem Herzen emporgestiegen war:

„Und nichts ist für mich zum Andenken an meinen Vater Werg geblieben?"

„Du lieber Gott," erwiderte Friedrich, wie entschuldigend auf diesen klagenden Vorwurf. „Wer dachte daran? Es gab ja auch nichts, kein Bild, kein Kleinod. Und wir meinten, daß es am besten sei, an Dein Herkommen weder Dich noch uns zu mahnen, mit Deiner Aufnahme in unser Haus zwecklose Erinnerungen an Deine ausgestorbene Familie unberührt lassen zu sollen. Du solltest schließlich gar nicht anders wissen, als daß Du Robert Siegfried immer gewesen wärest. Das geschah doch nur in guter Absicht. Es war aber, wie Du nun beruhigt sein wirst, auch keinerlei Grund vorhanden, Dir von Deinem Vater nicht sprechen zu sollen, wenn Du ein Bedürfniß danach bezeigtest in Folge einer eigenen Erinnerung an sein Dasein, oder von irgend einer anderen Seite, was sich ja nun wirklich ereignet hat."

Gerührt umarmte jetzt Robert den Alten.

„Dir verdanke ich also eigentlich Alles," sagte er. „Und Du warst mir und bist mir noch ein wahrer väterlicher Freund."

„Na, na, Junge," wehrte Onkel Friedrich freundlich ab; „das soll auch, denk' ich, so bleiben. Wir passen," lächelte er mit einer drolligen Miene, „als Sohn und Vater recht gut zu einander, ohne daß ein weibliches Wesen unser Verhältniß vermittelt hat. Es muß so etwas wie Wahlverwandtschaft dabei im Spiele gewesen sein."

XI.

Mit heißer Begierde las Robert auf seinem Zimmer von den grauen und vergilbten Blättern des „Beobachters an der Spree" die Erzählung, welche seinen Vater Werg zum Verfasser hatte.

Das war keine Geschichte, wie sie meistentheils zum Zweck der Unterhaltung für den größeren Leserkreis der Familienblätter geliefert zu werden pflegen, die Einbildungskraft wo möglich überhitzen und das Gemüth leer ausgehen lassen. Hier zitterten und sprachen wahre Empfindungen, und in der romantischen Beleuchtung, wie sie dem Geschmack vor dreißig Jahren noch entsprach, wurden Vorgänge des wirklichen Lebens mit einer erstaunlichen Treue und Anschaulichkeit dargestellt.

Welchen Eindruck das Gelesene auf ihn gemacht, verschwieg er Onkel Friedrich, und dadurch war er mit ihm noch einmal auf Vater Werg zu sprechen gekommen; dem, der ihn einst persönlich gekannt, war noch mancher Zug eingefallen, dessen, Mittheilung das Bildniß des feinen, blassen, schwermüthigen Mannes nicht weiter veränderte, aber doch ergänzte.

Auf dem Kirchhof der Gemeinde, draußen vor dem Oranienburger Thor, war er in der Frühe eines Apriltages beerdigt worden, erfuhr Robert noch hierbei, und diese Mittheilung war es, durch welche alle die Erregungen seiner Seele einer bestimmten Richtung zugetrieben wurden.

Er wollte seines Vaters Grab aufsuchen, war es auch nur noch die Stelle, wo seine in Staub gesunkenen Gebeine ruhten. Er wollte den theuren Todten noch in seinem Grabe wecken, ehe auch von seiner Asche nichts mehr blieb, seines Sohnes Ruf und Gebet darüber ertönen lassen; wenn noch ein Letztes seines Irdischen da unten war, diesem eine erste und eine letzte Liebe erweisen.

Er machte sich in einer seltsam feierlichen, freudig gehobenen Stimmung auf den Weg, auf dem die Einbildungskraft seine Sinne mehr und mehr umfing.

Robert mußte den Todtengräber fragen, wohin er seine Schritte wenden könnte, um die ihm theure Stätte zu finden. Dreißig Jahre lang blieben die Grüfte ungestört, das wußte er. Die letzte Wohnung seiner Aeltern mußte also noch vorhanden sein.

„Hier," sagte der Todtengräber, stehen bleibend und indem er nach seiner Aufzeichnung die Stelle prüfte, „mußte es sein. Schriftsteller Werg—vor 26 Jahren wurde er hier begraben. Da ist noch ein unterhaltenes Grab mit Nummer 811; hier, diese verwitterte Steintafel auf der Graserde ist Nummer 815. Dazwischen, — es ist ja Alles versunkenes Land."

Er grüßte und ließ Robert allein.

Versunkenes Land, ganz richtig, über versunkenen Menschengebilden. Wildes Gras darauf, Dornen, vermodertes Holz als Ueberrest eines Kreuzes; man sah noch ein paar rostige, metallene Buchstaben seiner früheren Inschrift darauf. Dem Dichter Werg war es nicht gesetzt worden; die Buchstaben gehörten einem anderen Namen an. Kein Denkstein war ihm gewidmet worden. Und wäre es gewesen, wer gedächte darum seiner mehr? Auch die da waren vergessen, verschollen, über deren Hügeln sich Kreuze und Säulen erhoben. Auch um diese kümmerte sich Niemand mehr. Wie könnte es auch anders sein! Wie viel bricht während eines Vierteljahrhunderts nicht über die Familien herein, die einen Todten hier ruhen hatten, zerreißt sie, führt die Einzelnen in alle Welt hinaus? Und über ein paar Jahre währt selten auch die tiefste Trauer; sie erstirbt, je mehr die Vorstellung von dem Vorhandensein der im Grabe liegenden Gestalt abnehmen muß; sie zerfällt mit dieser und sammelt sich dann nur an einem Tage, den man dem Andenken des Gestorbenen gewidmet hat.

XII.

Onkel Friedrich hatte bisher immer noch nichts, weder von dem Zerwürfniß seiner Nichte mit ihrem Mann, noch von den schlechten Vermögensverhältnissen vernommen, in denen der Kriegsrath Sieberg gestorben war. Bei seiner Lebensweise hatte er noch keine Begegnung gehabt, wodurch er aus seiner gewohnten Auffassung von Elise's Thun und Helene's Mitgift hätte gebracht werden können. Weder Robert, noch Schauß, den er öfter unten im Geschäft getroffen und auch gesprochen, hatten ihm etwas verrathen. Sie dachten Beide, daß er früh genug noch erfahren werde, was ihn unangenehm und enttäuschend berühren mußte. Elise selbst, die er fast niemals in ihrem Hause besuchte, hatte er seit der Rückkehr von der Reise noch nicht wiedergesehen; er wunderte sich nur, daß sie nicht schon einmal wieder zu ihm gekommen war, was sie doch sonst ein oder das andere mal im Monat zu thun pflegte.

Selbst beim Frühschoppen in der Habel'schen Weinstube, hatten seine Freunde es aus erklärlichen Rücksichten vermieden, des offenen Geheimnisses zu erwähnen, wie es unter den vielen Bekannten des verstorbenen Kriegsraths sich längst verbreitet hatte. Man wußte ja hier, daß Robert Siegfried mit der Tochter desselben verlobt war und daß Onkel Friedrich eine große Genugthuung über die gute Partie gehegt hatte, welche sein Liebling machen werde.

Der Umstand, daß er eines Morgens in diesem Kreise froher Zecher von der nahen Hochzeit Robert's mit Helene sprach und wie das junge Ehepaar bereits drauf und dran sei, sich in dem Siegfried'schen Familienhause sein Nestchen einzurichten, gab einem der Anwesenden Veranlassung, auf die täuschenden Künste Sieberg's zu kommen, wie er sich bis zuletzt als reichen Mann geltend zu machen verstanden, und da man annahm, dem Herrn Siegfried jetzt gar nichts Unbekanntes noch Verdrießliches mehr zu sagen, hörte er bei dieser Gelegenheit Alles, was alle Welt schon wußte.

Sein Erstaunen war groß, wenn er es auch vor seinen Freunden verbarg. Er war wie aus den Wolken gefallen. Um sich völlig zu vergewissern, daß man ihm wirkliche Thatsachen verrathen, zog er persönlich noch Erkundigungen darüber bei Sieberg's ihm wohlbekannten Bankier ein und erhielt da natürlich volle Bestätigung über die Verarmung Helene's. Da hing er seinen glatten Kopf mit dem grauen Lockenbusch am Nacken; auf seine kahle, hohe Stirn traten dicke Falten, seine sauber rasierten Lippen preßten sich zusammen und seine klaren, frohen Augen erhielten einen Flor und einen ernsten Ausdruck. Er, der den Sorgen sonst so viel als möglich aus dem Wege ging und ihnen mit seiner selbstsüchtigen und doch edelsinnigen Philosophie den Zutritt zu seinem Gemüth versagte, er hatte nun deren auf einmal, und sie gingen ihm näher, als man hätte denken sollen.

Aber kein Wort kam deswegen über seine Lippen, und er speiste mit Robert zusammen, als sei nichts vorgefallen, und er ging nach wie vor aus seinem Vittipalazzo durch die stille, kleine Kunstgallerie hinüber nach den Uffizi des Malers, sah seiner Arbeit zu und plauderte mit ihm beim Rauchen der Havanna, als drücke nichts auf seiner Seele und als vergrübele er deswegen nicht manche Stunde auf seinem nachmittäglichen Spaziergange, oder Abends, war er nicht in einem Theater oder Concert, in der Einsamkeit seines Zimmers. Seine Augen strahlten auf, wenn er Robert sah, lebhafter als je klopfte ihm sein Herz entgegen, während sein Verstand seinetwegen rechnete, rechnete, düftelte, und durchaus doch zu keinem befriedigenden Ergebniß gelangte.

Wie ganz anders leuchtete es jetzt auf jüngste Wünsche und Vornahmen Robert's, denen Onkel Friedrich, waren sie ihm auch etwas sonderbar erschienen, weiter keine Beachtung geschenkt hatte! Wie erkannte er jetzt, daß in dem Jungen ein anderer, ein ganz neuer Geist gefahren war, woran die Armuth seiner Braut schuld sein mußte! Er arbeitete mit einem Feuereifer, was sonst nie der Fall gewesen, und er saß oder stand vor seiner Staffelei mit einer Begeisterung, die nicht mit dem früheren anspruchslosen Selbstgefallen zu vergleichen war. Er war viel ernster, sinnender, und legte eine Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen und Zerstreuungen an den Tag, denen er sonst wie lieben und nothwendigen Gewohnheiten ergeben gewesen.

Und darum auch der Wunsch nach der bescheidenen Wohnung im Hause, um hier mit seiner jungen Frau zu leben .... Der brave Junge wollte sparsam werden und Geld verdienen, Helene zu Liebe. Unzweifelhaft!

„Sehr rühmlich, sehr trefflich," sagte sich der Onkel mit inniger Freude. „Er hat ein gutes Herz, er ist edel und will das arme Mädchen nicht sitzen lassen. Aber es ist eine ungeschickte Wendung, die sein Leben jetzt nimmt. Was ist da zu thun?"

Darüber grübelte er hin und her ein paar Tage lang. Dieser Junge, wie er ihn gewöhnlich noch immer nannte, war ihm doch das Liebste auf der Welt. Jetzt grade gestand er es sich selber unumwunden. Kein Mensch, dem er sich so nahe in Allem gefühlt hätte. Er lebte auch in diesem und ein leiblicher Sohn hätte ihm nicht mehr sein können. Ihm war es der Sohn und er war ihm ein Vater aus Herzensdrang und man kann auch sagen aus Stolz auf die von ihm still und doch wie eine Leidenschaft verfolgte Glückseligkeitsbestrebung.

Im Sinne derselben wollte er den Himmel von Robert's Leben so heiter als möglich sehen, und nun fand er häßliche, nichts Gutes versprechende Wolken daran aufsteigen. So viel und so weit er die Bahn seines irdischen Wandels zu bestimmen vermochte, wollte er es bewirken, um ihn glücklich zu machen. Dazu gehörte nach seiner Auffassung Geld, ein gewisses Maß von Reichthum. Robert war ein solches gesichert gewesen, als er von Wilhelm Siegfried an Kindesstatt angenommen worden war, und von diesem Augenblick an hatte sich Onkel Friedrich darin gefallen, etwas wie Vorsehung für ihn zu spielen. Was Herz und Kopf, Auffassung von Welt und Menschen betragen konnten, das Glück des aufgepfropften Sprößlings der Siegfried'schen Familie zu machen, wollte er ihm zuleiten, und das war ihm ja zu seiner Genugthuung vortrefflich gelungen. Erst jetzt wieder erhielt er unwiderlegliche Beweise, stärker als je, von Robert's guten Eigenschaften, und darauf hatten ihm die Frage desselben nach seinem natürlichen Vater und die Begeisterung, mit der er dem Andenken des Verstorbenen sich zugewandt, sogar ein neues und schönes Licht fallen lassen. In Allem also war der junge Mann mit den Schätzen versehen worden, die sein Pfleger für nothwendig hielt, um ein glücklicher Mensch zu sein und zu bleiben. Alles, was er dazu besaß, befand sich in einem natürlichen, ungekünstelten Einklang; von keiner seiner äußeren wi inneren Eigenschaften gab es zu viel, von keiner zu wenig, um diesen Einklang zu bedrohen.

Onkel Friedrich faßte dies wie einen prächtig gelungenen Versuch auf, den seine Weisheit davon getragen an einem anderen Menschen, wobei er seine eigene Zufriedenheit für ein nicht minder gelungenes Ergebniß derselben hielt. Nun machte das Schicksal doch seine Striche hindurch und ließ ihn um sein Werk bangen. Es war, als wenn der Neid der Götter da hinein schlug.

„Guck, guck," spottete er über sich selber; „du Weiser, es geht doch nicht Alles, wie du dachtest, und es ist Alles nicht das Beste geworden, was es nach der Berechnung werden sollte! Nicht einmal bei mir und beim Robert — es wird immer mehr schief unter seinen Füßen."

Das ging ihm nicht aus dem Kopf.

Wenn er jetzt nachdachte, fand er, daß sein Schützling ihm eigentlich die meiste Sorge im Leben verursacht hatte. Im Grunde genommen schon damals, als nach seiner Annahme an Kindesstatt das Wunder geschah, daß sein Bruder noch der Vater einer leiblichen Tochter wurde. Es waren ja nun zwei Kinder da, statt des einen, und das väterliche Vermögen mußte also auch dereinst in zwei Theile zerfallen.

Indeß tröstete sich Onkel Friedrich damit, daß das Robert zukommende Erbtheil noch immer groß genug sein werde, um ihm die Unterlage für ein freies, unabhängiges und damit möglichst glückliches Dasein zu bieten.

Wilhelm Siegfried war ja sehr reich, viel mehr, als er, sein Bruder, der in den jüngeren Jahren einen großen Betrag seines Vermögens verbraucht und als später eingetretener Compagnon des Geschäfts, nur einen mäßigen Antheil daran zu beanspruchen hatte.

Nicht im Traume war es ihm auch eingefallen, daß sein Bruder Wilhelm so kleinlich denken würde, den angenommenen Sohn bei der Vermögenstheilung gegen die ihm nachgeborene Tochter zurückzusetzen. Seine Ueberraschung, sein Schreck war daher nicht gering, als das zweite, kurz vor dem Tode des Vaters gemachte Testament solche Bestimmungen zu Ungunsten Robert's enthielt. Außerordentlich war diesem sein rechtlicher Anspruch als Sohn verkürzt worden, um der Tochter das Maß überreichlich zu füllen, und Onkel Friedrich warf deshalb auch gleich den Verdacht auf sie, daß sie in der letzten Krankheit ihres Vaters diese Abänderung seines Testaments beeinflußt habe. Besonders zugethan war er Elise nie gewesen; wie sie sich im Charakter herrschsüchtig und berechnend, eitel und ehrgeizig über Gebühr entwickelte, gefiel ihm nicht. Als seines Bruders Kind erwies er ihr die Rücksichten des nächsten Verwandten um so pflichttreuer, als er sich im Stillen vorhielt, daß seine kühlere Empfindung für die Nichte wohl durch die Eifersucht bewirkt seine möchte, die er um Robert's Stellung willen gegen sie hegte. Doch seit der Eröffnung des väterlichen Testaments und der danach erfolgten Erbtheilung war sie ihm doch viel fremder geworden und ihr gegenseitiges Verhältniß war ohne Herzlichkeit ein höflich-familienh ftes.

Bei dieser Vergebung des Wilhelm Siegfried'schen Nachlasses war Friedrich schon aus dem Geschäfte getreten und hatte seinen daraus zurückgezogenen Vermögensantheil nach seinem Belieben angelegt. Wie er es gethan, bereute er jetzt beinahe, da er im Glauben an den gesicherten Reichthum Robert's sich der Möglichkeit entschlagen hatte, ihm einst noch von seinem Vermögen etwas zuwenden zu können und zu brauchen. Hätte er solch' eine Veranlassung voraussetzen dürfen, würde er mit seinem Gelde anders verfahren sein.

Indessen, er war eben ein Philosoph und rechnete mit den Dingen, wie sie sich darstellten. Schließlich konnte er seine Weisheit, wie er sich sein mäßiges Vermögen als eine gewisse Anweisung auf beglückenden Lebensgenuß nutzbringend angelegt, nicht tadeln noch bedauern, nachdem er sich die Verhältnisse Robert's des Näheren betrachtet. In seinen Voraussetzungen deswegen war er freilich getäuscht worden und es verdroß ihn, daß er gleichsam mit dem Testament seines Bruders selber über's Ohr gehauen war; aber Robert besaß doch immerhin etliche dreißigtausend Thaler zu freier Verfügung und das konnte genügen, ihm die gemeinen Sorgen fern zu halten und daß er behaglich seiner Kunst wie seinen Neigungen lebe. Ein bischen Einschränkung in den Mitteln, fand er sogar, war ihm heilsam. Es lehrte ihn den Besitz von Vermögen mehr schätzen und darin die geordnete Stetigkeit erkennen, welche eine Lebensbedingung des Menschen in würdigen Verhältnissen bildet. Die Arbeit als die geordnete Thätigkeit hatte er ja nicht kennen gelernt; um so besser, daß er von ihren Früchten nicht so viel erhielt, um übermüthig zu werden und die Arbeit zu verachten.

Gut, damit war er in's Reine gekommen. Der Fall mit Helene änderte aber Alles und nicht zum Bessern. Aus der gehofften reichen Partie war eine arme geworden. Anstatt daß Robert mit seiner Verheirathung durch die Mitgift eine verstärkte Grundlage für sein Lebensglück gewann, was bei innerer Befriedigung doch nur durch ausreichende Mittel zur Existenz möglich ist, wie sich Onkel Friedrich einmal nicht ausreden ließ, mußte sie nun eine Erschütterung der vorhandenen bewirken. Was bisher für den jungen Maler allein ausgereicht, konnte unmöglich für ihn und seine Frau, dann gar für eine sich vergrößernde Familie langen, ohne Entbehrungen zu bedingen. Und entbehren ist Noth leiden, zumal, wenn man die Entbehrung fühlt. Arm ist, wer nicht auskommt mit seinen Mitteln, gleichviel, wie gering oder hoch dieselben sind, und seine Ansprüche damit nicht in Uebereinstimmung bringen kann. Würde Robert dies können? Onkel Friedrich befürchtete das Gegentheil, und dann war das Elend im Hause, im alten, reichen Siegfried'schen Hause! Es wurde ihm der Kopf heiß, wenn er daran dachte.

Immer mehr beunruhigte er sich über eine verhängnißvolle Folge dieser Heirath, die in jeder anderen Hinsicht ihm so wohlgefiel und die er auch jetzt nicht, da sie Robert's Edelsinnigkeit ausführen wollte, hätte stören mögen. Aber dieser Edelsinn des jungen Mannes war eine Gefahr mehr. Wie er mit ihm sich über die Armuth seiner Braut hinwegsetzte, so würde er als Ehemann es nicht minder thun, um seiner Frau eine angenehme und standesgemäße, den Ansprüchen seiner Erziehung und Gewohnheiten gemäße Existenz zu bereiten. Er würde daher sein Capital angreifen — und dann ginge es bergab. Seinen Besitz erschüttern, abbröckeln, verkleinern, das war schon eine Art Selbstmord, das war der Anfang vom Ende, seiner Ueberzeugung nach! Was dann, wenn Robert anfing, von seinem Capital zu zehren? Wie bald sind dann tausend Thaler weniger da? Und Robert hing nicht am Gelde, wie Elise, auch nicht wie Onkel Friedrich in seiner mehr philosophischen Weise. Er bewies es ja durch seine Heirath mit Helene. Da wurde er also sicherlich bald fertig mit dem Seinigen, und Alles, was sich sein Pfleger von ihm Schönes erträumt, zerfloß in Elend; der einzige Nachkomme des Hauses Siegfried, der er war und zu dem ihn Onkel Friedrich, in der Absicht gemacht, daß er es mit seinem Glück danke — ging wo möglich jämmerlich zu Grunde.

Der Junge schien zwar seiner Malerei zu vertrauen, daß sie ihm in der Ehe die Mittel zum behaglichen Dasein beisteuere. Unzweifelhaft deshalb legte er sich jetzt so eifrig und so hoffnungsvoll ins Zeug. Hoffnungsvoll darüber war jedoch Onkel Friedrich gar nicht gestimmt. Wie viel würde denn die Malerei einbringen? Robert leistete seiner Meinung nach doch nichts Ausgezeichnetes; berühmt war er gar nicht, kaum bekannt in der berliner Kunstwelt. Eins oder das andere seiner Bilder war gelegentlich wohl verkauft worden; sie hatten ihm bisher kaum tausend Thaler zusammen eingetragen. Was war dies? Wenn er auch mehr schuf, die Masse thäte es am Ende nicht, es sei denn, daß sie begehrt würde und immer Käufer fände. Schwerlich, schwerlich, daß dem armen Jungen solcher Erfolg winke! Und dann, um das liebe Brot die Kunst treiben, sie abtreiben müssen — wie traurig! Das sollte nach Allem Robert Siegfried's Schicksal sein? Im Kampfe mit den alltäglichen Sorgen, um das Brot und die Ruhe des Lebens, in den ihn seine Verheirathung bringen mußte, konnte überdem seine Malerei unmöglich fruchtbar sein.

Von der Noth als Mutter der Kunstwerke oder der Dichtungen, hielt Onkel Friedrich nichts. Gebar sie in Verzweiflung einmal auch glücklich, so waren ihm dies Ausnahmen, die eben wieder die Regel bestätigten, daß ohne Unabhängigkeit von Alltagsorgen viel schöpferische Werke nicht möglich sind.

Es ging ihm nahe, dem Hagestolz, daß es mit der großherzigen Handlung seines Lieblings so ablaufen könnte. Er rechnete für ihn immerzu und wurde dadurch immer mehr überzeugt, daß Robert in sein Unglück treibe — er, den er glücklich wissen wollte und für den er sich deshalb förmlich verantwortlich fühlte. Aber mehr als viertausend Mark brachten Robert seine Papiere, lauter gute, von Onkel Friedrich selbst ihm übergebene, nicht ein. Und das Bischen von der Malerei dazu — was konnte er sich und seiner Familie mit solchem Einkommen mehr bieten, als das Nothwendigste?

Zwar besaß Onkel Friedrich noch ein Anrecht auf das Familienhaus, welches er hingeben konnte und welches er auch Robert dereinst bestimmt hatte. Aber das Wenige, was an Geld aus diesem alten, großen Anwesen bisher gewonnen wurde—die Miethe des ersten Stockwerks — gehörte Elise, wie auch die Geschäftsräume ihr und danach ihrem Manne zugefallen waren. Friedrich's Antheil lohnte sich nur durch die freie Wohnung im zweiten Stock. Ehe das Haus nicht verkauft wurde, um anderer Bestimmung als jetzt überwiesen zu werden, war der Geldwerth dieses Antheils gar nicht zu schätzen.

Und ihn auf Ungefähr verkaufen und damit eine Hypothek auf das Grundstück der Siegfrieds, ein fremdes Anrecht darauf zu bewirken, um Robert's Vermögensgenuß zu vergrößern — nein, nein, dazu hätte er sich doch nicht verstehen können! Was würde Elise, was Schwager Schauß dazu sagen, davon denken! Und ihm selbst wäre es dann, als habe er die Familienehre preisgegeben, das Heiligthum, dem er ein oberster Wächter sein sollte, schmählich entweiht!

Wahrlich, wahrlich Onkel Friedrich hatte auf einmal Sorgen.

XIII.

Er saß in den Uffizi, der Alte, und schaute vergnügt, die Cigarre rauchend, den Malerkünsten Robert's zu. Es war ein neues Bild, an dem derselbe arbeitete; das alte hatte er noch unvollendet bei Seite gestellt. Robert pfiff sich etwas, während er die Skizze weiter entwarf, und zeigte die beste Laune. Auch Onkel Friedrich war in einer solchen und hatte ein merkwürdig pfiffiges Gesicht gemacht, als er eingetreten war und seinen guten Morgen gewünscht hatte.

„Hör' mal, Junge," fing er dann auf einmal in einem ernsten Tone an, „ich will heut' von Geldgeschäften mit Dir sprechen."

„Geldgeschäfte?" fragte er, und es kräuselte ein Lächeln um seinen feinen, schmucken Lippenbart.

„Na, das kommt Dir wohl komisch vor?"

„Allerdings, denn seit wann machst Du denn Geldgeschäfte, lieber Onkel Friedrich?"

„Kein Spaß, Junge," erwiderte dieser mit wichtiger Miene. „Ich werde Dir die Sache ordentlich auseinandersetzen. Das muß sein. In Geldgeschäften gehört sich dies. Dabei muß man mit klarem Verstand und mit ruhiger Ueberlegung verfahren."

Robert drehte sich wieder seiner Arbeit zu und sagte:

„Gut, Onkel, ich werde ganz Ohr sein, obgleich ich nicht begreife, was ich bei diesen Geldgeschäften zu thun habe."

„Nur Geduld. Wirst Du schon erfahren. Was, um zuerst von mir zu reden, denkt Du wohl über die Art und Weise, wie ich mein Geld angelegt habe?"

Abermals wandte sich Robert zu ihm und machte große, verwunderte Augen. Es war ihm zu Muthe, als richte Onkel Friedrich eine verhängnißvolle Frage an ihn; denn noch niemals hatte er eine Andeutung über diese Verhältnisse gegeben und Robert würde es gar nicht gewagt haben, deswegen eine Neugierde zu verrathen.

Was sollte es nun bedeuten, daß der sonst darüber so geheimnißvoll Verschwiegene selber die Neugierde aufrief und sie herausforderte, sich in solche Angelegenheiten zu mischen? Ein gelinder Schrecken ließ Robert's Blut einen Augenblick stocken. Es fiel ihm ein, daß er Bernhard Schauß sein Geld geborgt. Sollte jene Frage etwa die Einleitung zu einer andern bilden, die sich auf die Anlage seines eigenen Geldes bezog? Hatte Onkel Friedrich etwa von Bernhard's Verlegenheiten erfahren, gar von dem Darlehen, das er dem Schwager gegeben? Durch Elise möglicher Weise, wenn nicht durch Schauß selber?

Aber Friedrich's Mienen sahen nicht gewitterschwül oder sorgenvoll aus. Es stand also kein Donnerwetter oder sonst etwas Unangenehmes bevor. Pfiffiger noch vielmehr als vorher, schaute der Alte auf den Jungen und erwartete die Antwort.

Wieder ermuthigt dadurch, gab sie dieser.

„Darüber habe ich wahrhaftig noch keine Kopfschmerzen bekommen."

„Glaub's wohl, mein Junge. Und wenn ich Dir jetzt davon offene Mittheilung machen will, so hat's seine guten Gründe. Es kann aber unter uns bleiben, verstehst Du?"

„Mein Wort darauf, Onkel Friedrich. Ich werde mir keine Indiscretion erlauben."

„Indiscretion!" schalt dieser nebenbei erst. „Solch' ein Wort, wenn man doch dafür ein so gut deutsches Wort wie hier Schwatzhaftigkeit anwenden kann! Na, es handelt sich nicht weiter um ein Geheimniß, habe ich auch bisher keine Veranlassung gehabt, es Jemandem auf die Nase zu binden, wie ich mein Vermögen angelegt. Und redlich ist's ebenfalls geschehen. Als ich nämlich mich in Ruhestand versetzte und berechnete, wie viel ich durch mein verfügbares Eigenthum an Einkünften haben könnte, fand ich, daß es nicht viel war. Von unserem Wohnhause bezog ich gar nichts; von meinem früher Ererbten war das Meiste in meinen jungen Jahren draufgegangen. Was ich davon noch besessen und in's Geschäft gelegt, und wie sich dies während der zwanzig Jahre meiner Antheilschaft erhöht hatte, stellte es zwar eine hübsche Summe vor; aber, mein Junge, ich hätte doch mit den Zinsen nur ein bescheidenes Rentnerleben führen können. Und die Hauptsache war doch, den Besitz nach Menschenmöglichkeit zu sichern, ihn nicht einem Ungefähr preiszugeben, oder schwankenden Ertrag davon zu haben. Dann lieber wenig und sicher. Du weißt, daß ich Dir dies nicht oft genug als Grundsatz für Vermögensverwaltung einprägen konnte. Denn die Art, wie Jemand mit seinem Gelde umgeht, ist der beste Prüfstein für seine Lebensklugheit."

Nach diesem Satze hielt Onkel Friedrich inne und wirbelte eine Rauchwolke in die Höhe. Robert skizzirte wieder; er kannte von früher solche Moralpredigten über das Geld und machte sich auf eine neue gefaßt.

Richtig fuhr auch im Sinne des letzten Satzes der Philosoph des behaglichen Lebensgenusses fort:

„Hauptzweck des Daseins als Mensch soll das Geld nicht werden und nicht sein, doch Hauptsache des Besitzenden muß es bilden, sein Vermögen zu erhalten und zu einem Mittel eines ihm wohlthuenden, möglichst schönen und angenehmen Lebens zu verwerthen. Ein Engländer sagt sehr richtig, daß sich der Werth des Menschen nach der Art beurtheilen läßt, wie er Geld erwirbt, spart und ausgiebt, es verschenkt oder annimmt, es borgt oder vermacht. Na, wollte ich also mein Vermögen sicher anlegen, so konnte es nur in oder auf Grundbesitz, oder aber in sehr guten Staatspapieren sein. Das Erstere brachte mir dann noch weniger als das Andere; das Eine meinen Wünschen nach zu wenig, das Andere nicht genug. Daher kam ich auf ein anderes Mittel. Ich zahlte fast mein ganzes Vermögen einer der besten englischen Versicherungsgesellschaften gegen eine feste Leibrente bis zu meinem Tode ein."

„Ah!" stieß Robert hervor und sah wieder auf von seiner Arbeit, die lebhaften Augen dann mit beifälligem Ausdruck über das kluge, glatte Gesicht des Oheims spielen lassend, der wohlgefällig sich das Kinn mit der Hand strich. „Das war gescheidt."

„Dumm war es gewiß nicht, mein Junge. Ich war auf diese Weise versorgt und sehr gut versorgt. Denn anstatt Drei und Vier vom Hundert, bezog ich nun Zehn in immer festen Summen."

„Zehn Procent!" rief Robert mit erhöhter Antheilnahme.

„Vom Hundert," wie man auch sagen kann.

„Aber das ist ja reizend! Warum hast Du mir dies denn nicht gerathen?"

„Pst, Pst, Junge, nur Geduld! So etwas kann man nur thun, wenn man gleichsam mit dem Leben abschließt und es seinem Abschluß, lang oder kurz, wie er nun sei, verkauft. In der Jugend wäre solch' ein Handel oft sehr unvorsichtig. Denn das hingegebene Vermögen erhält man nicht wieder; man hat einen ansehnlichen Zinsengenuß davon, aber man kann über keinen Vermögenstock mehr verfügen. Wer weiß vorher, ob solche Entäußerung nicht schweres Bedauern und Schädigung der Nächststehenden nach sich zieht? Na, als ich es that, meinte ich, daß ich Nächststehenden nichts mehr schuldig sei, sondern vollauf nur an mich denken könnte. Ich ahnte nicht, daß mein Bruder einen letzten Willen über sein Vermögen ausdrücken würde, der mich doch auch noch bedauern ließ, nichts mehr zum Vererben hinterlassen zu können. Für Dich, mein Junge!"

„O, Onkel Friedrich!" entgegnete Robert heiter. „Darum wirst Du Dir doch keine Sorge machen?"

„Eigentlich machte ich mir auch keine bisher. Ich beruhigte mich darüber, daß Du genug zum Leben habest. Aber jetzt —"

„Jetzt?" stutzte der Maler in Unruhe. „Ist's denn anders geworden damit?"

„Entschieden, entschieden, Robert. Du wirst Dich verheirathen —"

„Ja, trotzdem langt's gut."

„Du hast mir verschwiegen, daß Helene arm ist!"

„Ich verschwieg es Dir bisher, weil sich in meinem Verhältniß zu Helene und in meiner Absicht, sie zu meinem lieben Weibe zu nehmen, gar nichts geändert hat."

„Einverstanden! Aber dies ändert Deine Vermögensverhältnisse, mein Junge."

„Ich sehe nicht ein, wie so?"

„Mit viertausend Mark jährlich eine junge Frau und später noch eine Familie zu erhalten, ist zu wenig."

„Andere haben weniger, Onkel Friedrich."

„Papperlapapp! Jeder muß an sich denken. Was Andere zu viel oder zu wenig haben, bringt Dir nichts ein. Ich sage Dir, viertausend Mark sind zu wenig für eine Familie, die in guten Verhältnissen behaglich leben will. Und das soll doch sein. Deine Ehe soll doch kein Unglück anrichten?"

„Um Gottes willen, Onkel, Du übertreibst."

„Durchaus nicht. Ja, wärst Du ein Geschäftsmann, der mit seinem Gelde verdienen müßte, dann hättest Du genug. Aber Du bist einmal ein Künstler und gewohnt, als ein Rentner zu leben."

„Ich werde fleißig sein und noch verdienen."

„Unsichere Wechsel, Robert, sehr unsichere!"

„Wir werden ja sehen," rief dieser mit einer fast trotzigen Zuversicht. „Ich kann, was Andere können; ich will es auch können; ich will mir die Genugthuung verschaffen, mir mein Brot selbst zu verdienen. Um so besser, wenn ich die Butter dazu durch ein Glücksgut erhalte, welches ich Dir vor Allem verdanke. Aber," erfaßte er jetzt freudig einen anderen Gedanken, „ich weiß wohinaus Du willst. Die Lebensversicherung —"

„Ja, ja, die Leibrente," stimmte Friedrich ein.

„Von zehn Prozent!"

„Wenigstens sieben bis acht wird's machen."

„Vortrefflich," jubelte der Maler und sprang auf. „Dann lebe ich mit meinem Weibchen wie Gott in Frankreich. Dann habe ich ja noch einmal so viel als jetzt."

„Rechnen wir, Robert," entgegnete Friedrich mit Ruhe. „Ich sagte Dir schon vorhin, daß diese Art, sein Einkommen aus dem baaren Vermögen zu mehren, ihre zwei Seiten hat. Wenn Du eine Frau hast, mußt Du auch daran denken, ihre Zukunft sicher zu stellen. Sie hätte aber gar nichts dafür, wenn Du Dir eine Leibrente erkaufst; denn mit Deinem Tode hört dieselbe auf, und wer kann wissen, wann man stirbt, ob früher oder später?"

„So kaufe ich meiner Frau auch eine Leibrente," sagte der junge Mann beinahe ausgelassen. „Besser kann ich ja das Geld gar nicht anlegen, Onkel Friedrich. Leben wir zusammen, ich und Helene, so verzehren wir unsere Leibrenten gemeinsam, und je länger dies sein wird, um so besser. Stirbt Einer vor dem Anderen, so hat der Ueberlebende genug für sich noch bis an sein Ende."

„Und für die Kinder, wenn Euch deren geschenkt werden?" warf Friedrich ein.

„Für die spart man."

„Sein Mentor schüttelte den Kopf."

„Ich habe hin und her gerechnet," erwiderte er, „und finde folgendes Verfahren als das beste in Deiner Lage."

„Ah, ich lasse Dich natürlich entscheiden."

„Wir machen drei Theile aus Deinem Vermögen."

„Gut."

„Den einen Theil bestimmen wir zu Deinem eisernen Grundstock. Sagen wir zehntausend Thaler. Sie bleiben in den Papieren angelegt, die Du jetzt besitzest — die sind sicher und bringen ihre Vier vom Hundert, also vierhundert Thaler. Und diesen Besitz rührst Du nicht an; er bleibt für alle Fälle ein Vermögen für Deine Frau und Kinder, auch nach Deinem Tode. Nicht wahr, mein Junge?"

„Ganz richtig, Onkel, ganz einverstanden."

„Und die zwei anderen Drittel," fuhr derselbe fort in seiner vorsorglichen Berechnung, „giebst Du her zum Erwerb einer Rente für Dich auf Lebenszeit. Das wären an die siebzigtausend Mark."

„Zu sieben bis acht Prozent, wie Du sagst—"

„Vom Hundert. Warum gefällt Dir nicht: Vom Hundert?"

„Ergäbe rund fünftausend Mark jährlich," rechnete Robert, ohne den gewohnten Vorwurf des Fremdwörterfeindes zu beachten, begeistert ihm vor.

Der Alte nickte und freute sich über die Wirkung seines Vorschlages auf seinen Schützling.

„Fünftausend," zog er den Strich, „und die Zwölfhundert Zinsen, ergiebt Sechstausendzweihundert. Damit ist doch schon die anständigere Unterhaltung einer Wirthschaft möglich. Dazu die Wohnung, die Dich nichts kosten soll, und ein Bischen von der Malerei — na, Junge, Du wirst dann doch ohne die gemeinen Sorgen leben können und die Zukunft von Frau und Kindern braucht Dich wenigstens nicht mehr zu ängstigen."

„Nein, nein!" jubelte Robert wieder und fiel in seiner kindlichen Dankbarkeit und Liebe dem Alten um den Hals. Sie tanzten herzselig beinahe mit einander quer durch die ganze Malerstube. Onkel Friedrich ließ sich von seinem lieben Jungen mit sichtlichem Vergnügen umherdrehen und abküssen.

Dann machte er sich lachend frei, paffte die Cigarre eifriger und sprach, noch ziemlich außer Athem:

„Robert, Teufelskerl! Hast mir wieder einmal Sorgen verursacht!"

„Onkel!" bat er ihm schelmisch ab.

„Na, um Deinetwillen nehme ich sie hin und wieder schon auf mich, wenn's dann nur wieder heiterer Himmel ist. Ich denke, jetzt wird's in Ordnung mit Dir sein und wir werden nicht mehr zu rechnen nöthig haben. Gieb mir also Deine Papiere: ich werde das beste Drittel davon aussuchen und die übrigen verkaufen."

Eine dunkle Röthe war bei diesen Worten in Robert's Antlitz getreten und er stand vor Verlegenheit mitten im Zimmer auf einer Stelle gebannt.

„Aber," stotterte er, „das hat ja noch Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

In der Verbannung.

Die Geschichte von Californien berichtet davon, daß dort schon zweimal Aussätzige in größerer Anzahl entdeckt und nach ihren Heimathsländern, theils nach China, theils nach den Sandwich-Inseln zurückgebracht worden sind. Gegenwärtig wieder ist die ganze Küste des Stillen Meeres durch einzelne nachgewiesene Fälle von Aussatz, noch mehr aber durch Gerüchte über Unglückliche in Aufregung versetzt, die sich in die Einsamkeit der Wälder und Berge zurückgezogen haben sollen, um dort unter mildem Himmel und von Nahrungsmitteln umgeben ihr entsetzliches Dasein zu beschließen. Bei San Francisco mußte bekanntlich ein Hospital für Aussätzige errichtet werden, unter denen sich neben Chinesen und Hawaiiern einige Weiße befinden. Die californischen Zeitungen geben der öffentlichen Meinung dahin Ausdruck, daß die Insassen nach der Insel Molokai geschafft werden sollten, jenem an sich gesunden Eilande, nach dem unheilbar Erkrankte aus dem ganzen Hawaii-Archipel gebracht werden. Werden nicht gründliche Maßregeln gegen die Ausbreitung des Aussatzes in Californien und an der ganzen pacifischen Küste bis hinauf an die Grenze von Britisch-Columbia getroffen, so liegt die Befürchtung sehr nahe, daß man bald gezwungen sein wird, die Aussätzigen an bestimmten Punkten von dem Verkehre mit der übrigen Bevölkerung abzusondern, daß es bald Quartiere Aussätziger geben wird, wie jetzt in San Francisco ein besonderes Chinesenviertel existirt.

In höherem Grade noch als von China, droht von Hawaii die Einschleppung des Aussatzes. Dort ist dieser Feind der Menschheit in Folge der seit Jahrhunderten herrschenden sittlichen Verderbtheit am meisten verbreitet, mit jenem Inselreiche unterhalten wir einen lebhaften Verkehr. Junge Californier finden in Honolulu und auf den Zuckerplantagen Anstellung; die in leidlichen Verhältnissen lebenden Bewohner der Inseln sind von der Krankheit ziemlich frei, aber in den niederen Ständen wüthet dieselbe in einem Grade, daß die Zahl der Eingeborenen alljährlich abnimmt und die Zeit voraus zu berechnen ist, in welcher dieselben ausgestorben sein werden. Daß die Vermuthung, einzelne angesteckte Weiße zögen es vor, sich in die Wildniß zurückzuziehen, statt sich in Mitten der Menschheit absperren zu lassen, nicht unbegründet ist, wird durch einzelne Vorgänge bewiesen, die jetzt die Runde durch die californischen Zeitungen machen. Wir greifen einen derselben heraus.

Vor zehn Jahren unterrichtete in dem gebirgigen County San Luis Obispo während der Sommermonate ein Lehrer die Kinder der Ansiedler, die auf ihren Broncho's aus weiten Entfernungen nach der Schule geritten kamen. Im Spätherbste packte er Schule und Haushalt zusammen und begab sich bald in diese, bald in jene Stadt. Im Jahre 1874 hatte er bei seinem Bemühen, die alte Poststraße zu erreichen, den Weg verloren und war in das Thal des Flüßchens Naciemiento gerathen. Nachdem er mehrere Tage und Nächte umher geirrt war, traf er in einer engen Schlucht, die er verfolgte, auf die Spuren einer menschlichen Wohnung.

Durch hohen Wildhafer führte ein schmaler Pfad nach einer Quelle und unweit derselben erblickte der Reisende eine verfallene Hütte. Dem Näherschreitenden drang ein fauliger Geruch entgegen und an einem Baum vor der Hütte erblickte er ein Brett, auf dem in correctem Englisch geschrieben stand: „Zurück, nicht einen Schritt näher,—hier wohnt der Tod." Trotzdem ging der Verirrte vor; an der Hütte hingen einige Hasen und kleine Vögel und den Wanderer peinigte der Hunger. Da öffnete sich die Thür der Hütte ganz wenig und eine rauhe, heisere Stimme rief: „Zurück, ich habe den Aussatz."—„So sagt mir wenigstens, wie ich zur nächsten menschlichen Wohnung komme!"—Der Kranke beschrieb den Weg und der Lehrer befand sich bald in einem Rancho.

Er kehrte im nächsten Frühsommer nach seinem Schulpalaste zurück. Kein Nachbar hatte je etwas von dem Kranken gesehen oder gehört. Fünf Jahre später brachte ihm ein Hirt die halbverbrannten Ueberreste der ledernen Einbände einer Bibel und eines Photographien-Albums; derselbe hatte solche in einer Hütte in einer Schlucht unweit des Naciemiento gefunden; dort lag auf dürrem Wildhafer und unter einer alten Decke ein Skelet, auf einem Steinhaufen, der augenscheinlich als Heerd gedient hatte, befanden sich Asche und Kohle, darunter die erwähnten Ueberreste. An einem Baume vor der Hütte befand sich ein Brett angenagelt, dasselbe hatte offenbar eine Inschrift getragen, aber letztere war nicht mehr zu entziffern.

Küchen für die Kranken.

Mag Gotham in mancher Beziehung nicht ganz mit Unrecht ein Sodom und Gomorrha genannt werden, so steht es doch in der Fürsorge für seine Armen und Elenden hinter keiner andern Weltstadt zurück. Plötzliche Unglücksfälle finden rasch offene Herzen und Hände und seine gemeinnützigen und Wohlthätigkeits-Anstalten sind so eingerichtet und verwaltet, daß die „Londoner Times" dieselben kürzlich den Londoner Anstalten als Muster hinstellte. Hierbei gedachte das Blatt einer Art Fürsorge für die Kranken ausführlicher, die New York eigenthümlich ist, in europäischen Städten bis jetzt noch vermißt wird, aber in denjenigen Theilen der alten Welt, in denen die Cholora wüthet, gerade jetzt von außerordentlichem Nutzen sein würde.

In New York bestehen Volksküchen, die speciell für arme Kranke dadurch sorgen, daß sie denselben die von den Aerzten verordneten Nahrungsmittel liefern. Die Volksküchen, bekanntlich Wohlthätigkeitsanstalten, in denen arme Leute mit nahrhafter Suppe und Fleisch entweder unentgeltlich oder gegen geringe Bezahlung versorgt werden, wurden bereits von dem Engländer Rumford empfohlen, traten aber in Europa erst 1813 und im Hungerjahre 1816—17 praktisch in's Leben. Die erstere größere, auf dem Principe der Selbsterhaltung beruhende Anstalt wurde 1849 in Leipzig gegründet und diesem Beispiele sind viele Städte gefolgt.

Küchen, die speciell die armen Kranken mit angemessener Nahrung versorgen, wurden indessen erst vor elf Jahren in New York gegründet und bestehen in keiner andern Stadt. Ein Frauenverein war es, der die Einrichtung in's Leben rief und dessen Mitglieder sich in dem Vertrauen auf die Mitwirkung ihrer Mitbürger nicht getäuscht sahen. Vermächtnisse, Schenkungen, freiwillige Beisteuern, jährliche Beiträge und in besonders schweren Zeiten einzelne Verwilligungen der Stadt lieferten die Mittel. Der ehemals nur wenige Mitglieder zählende Frauenverein hat sich in eine Gesellschaft verwandelt, die aus Damen und Herren besteht, den Namen „New Yorker Krankenküchen-Gesellschaft" führt und deren Mitglieder Jahresbeiträge von mindestens $3.00 entrichten. Die gesammte Verwaltung liegt in den Händen von Frauen. Neben oder in nächster Nähe jeder der Anstalten, in denen arme Kranke unentgeltlich ärztlich behandelt und mit Medicin versehen werden, befindet sich eine Küche, welcher eine bejahrte Frau, die Matrone, vorsteht. Die Aerzte in den Dispensarien fragen die Kranken auch, ob dieselben im Stande sind, sich die ihnen empfohlene Beköstigung zu verschaffen. Verneinen dieselben dies, so geben die Arzte den vorsprechenden Personen außer der Medicin ein Formular, auf dem die Speisen verzeichnet sind, die ihnen in den Küchen zu verabfolgen sind.

Um zu verhüten, daß die Küchen allzusehr gemißbraucht werden, findet die Verabreichung der Nahrungsmittel nur bis Nachmittag 2 Uhr statt; nach dieser Zeit sind die Matronen verpflichtet, diejenigen Kranken in ihren Wohnungen aufzusuchen, die im Laufe des Tages von den betr. Küchen aus mit Nahrung versorgt wurden. Als Matronen werden nur erfahrene und menschenfreundliche Frauen angestellt, deren Augen in den Wohnungen der Kranken auch sonst sehen, woran es fehlt, und Hilfe schaffen, soweit es die Mittel der Gesellschaft gestatten. Viele weibliche Mitglieder der Gesellschaft schließen sich den Matronen auf deren Besuchen von Zeit zu Zeit an, und hierdurch wird häufig die Privatmildthätigkeit zum Besten der Kranken noch außerdem geweckt. Die Matronen erhalten nur jährliche Gehalte von $400, aber sie sind mit Freudigkeit in ihrem Berufe thätig und tausende von armen Kranken verdanken ihnen bereits ihre schnellere Genesung.

Verschiedenes.

— Die Dresdener Damenwelt hat, dank der im Sommer wie im Winter vielfach gebotenen Gelegenheiten, in der Schwimmkunst einen ganz besonderen Grad von Fertigkeit erreicht. Das „Ver. Fremdenbl." entnimmt dortigen Blättern, daß man das Schwimmen aber auch nicht blos sportmäßig betreibt, sondern dabei ernstere Ziele im Auge hat. In den Marienbädern hat sich unter Leitung der bewährten Schwimmlehrerin Fräulein Lauer eine Anzahl junger Damen vereinigt, um „Rettungsübungen" in Kleidern zu veranstalten. Diese muthigen Jungfrauen stürzen sich in voller Gewandung, mit Strümpfen und Stiefln, ins Wasser, um unter diesen beschwerlichen Verhältnissen ihre Schwimmtüchtigkeit auf die Probe zu setzen. Am Sonntag Morgen unternahmen sechs dieser Beherzten mit ihrer Lehrerin eine Schwimmpartie. Sie stürzten sich in voller Straßenkleidung aus einem Boot in der Nähe des Lincke'schen Bades in den Fluß und schwammen in einer Tour bis zu den Marienbädern. Die ausdauerndste der Wassernixen war dadurch so wenig ermüdet, daß sie noch nachher gegen 20 Minuten verschiedene Kunststücke im Bassin vornahm. Ein goldener Gürtel ward ihr zum Lohn! Daß Damen auch im Badekostüm angesichts der Dampferpassagiere baden, ist in der Elbe bei Dresden nicht vereinzelt.

— Ein italienisches Blatt berichtet über einen interessanten Fall der Cholera-Uebertragung durch Kleiderstücke. Das erwähnte Blatt schreibt: „Am 16. Aug. bekommt plötzlich ein Mädchen aus Livignano Krämpfe in der Musculatur der unteren Extremitäten und Durchfall; sie stirbt Tags darauf und ihr Leichnam wird im Ortsfriedhofe begraben. Die Mutter erkrankt unter ähnlichen Symptomen und stirbt gleich darauf; der jüngste Sohn wird am 17. Aug. gleichfalls schwer krank. Dr. Pellegrino Azzi constatirt das Vorhandensein der asiatischen Cholera. Am 18. d. M. zegen andere Personen, Verwandte der bezeichneten Cholerakranken, die nämlichen heftigen Krankheitszeichen, so daß man über die Natur der plötzlichen aufgetretenen Krankheit vollkommen im Klaren ist. Natürlich entsteht sofort die Frage über die mögliche Herkunft des Choleraкeimes, denn es ist wohl wahr, daß einige Handwerker aus Marseille heimgekehrt sind, die sich nun in Livignano und in den umgebenden Ortschaften befinden, aber bei Keinem von ihnen zeigte sich irgend ein verdächtiges Zeichen. Wohl ist aber — wie oben erzählt wurde — von der asiatischen Seuche eine ganze Familie befallen worden, die beständig in Livignano gewohnt hat, der man aber von Marseille Kleiderstücke zugesendet hat. Man würde also in diesem Falle nicht fehlgehen anzunehmen, daß die der Familie per Post zugeschickten Kleiderstücke das Vehikel für die Verschleppung der Cholera-Mikroben gewesen sind. — Es muß zum Schlusse noch hervorgehoben werden, daß die Kleider an der italienischen Grenze der strengsten Desinfection oder Räucherungen unterzogen werden.

— Zur nächstjährigen Weltausstellung in Antwerpen. Die Anzahl der Beitrittserklärungen zu der Weltausstellung in Antwerpen im Jahre 1885 übersteigt alle Erwartungen. Die 70.000 Quadratmeter, welche nach dem ursprünglichen Projekte in dem Palaste mit seinen Anhängen für die Aussteller reservirt waren, werden bei Weitem nicht den von allen Seiten des Erdballs zuströmenden Anfragen genügen. Nun hat aber die Stadt Antwerpen ein Terrain von 22 Hektar offerirt, welches sich für die nothwendigen Erweiterungen sehr gut eignet. Nicht nur die europäischen Länder betheiligen sich eifrig, auch Japan, das Königreich Siam und andere Staaten des fernen Orients werden glänzend vertreten sein. Ganz außerordentlich sind die Anstrengungen, welche Deutschland und Italien machen.

— Ein gräßlicher Vorfall wird aus Bettlach (Solothurn) berichtet. Ein Landwirth war mit seinem Kinde auf's Feld gefahren, um Futter zu holen. Während des Ladens wird der Kleine plötzlich müde, klettert auf den Wagen und schläft dort bald ein. Der Vater gibt im Drange der Arbeit auf das Kind nicht weiter Acht und bedeckt während des Ladens den Kleinen, ohne es zu wissen, mit Klee, wobei jener gar nicht erwacht. Als sämmtliches Futter auf den Wagen geschafft, schlägt der Vater mit aller Kraft seine Sense in den Klee. Plötzlich vermißt er sein Söhnchen, weiß anfangs nicht, wo es zu finden, bis er schließlich auf den Gedanken verfällt, dasselbe könnte auf den Wagen gestiegen sein. Aber wer beschreibt das Entsetzen des armen Vaters, als er tiefer im Futter den Leichnam seines Kindes, von der Sense mitten durchschnitten, findet. Die Verzweiflung des Mannes, der unbewußt seinen Sprößling mit eigener Hand getödtet, kann man sich denken.

— Gegenwärtig, da Deutschland eben daran geht, sich ein Colonialreich in Afrika zu gründen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß der Sohn eines Oesterreichers „König" eines afrikanischen Staates ist. Derselbe hat schon wiederholt die Absicht kundgegeben, sein Ländchen gegen eine entsprechende Pension zu verkaufen. Es ist dies Ferdinando, Sohn des ungarischen Afrika-Reisendenden Ladislaus Magyar (gestorben 1864), Besitzer des östlich von der portugiesischen Colonie Loando gelegenen Königreiches Bihe. Ladislaus Magyar kam nach vielen Fährlichkeiten nach Bihe, woselbst er die einzige Tochter des dortigen Negerfürsten heirathete. Nach des Letzteren Tod fiel dessen Fürstenthum seinem Schwiegersohne zu. Dessen Sohn Ferdinando lebt jetzt als Sklavenhändler in Loando, während er sein Ländchen durch einen Statthalter regieren läßt. Bihe hat 1300 Quadratmeilen mit 30.000 Einwohnern und steht mit dem Meere durch einen schiffbaren Fluß in Verbindung.

Ein salomonisches Urtheil.

Das Ehescheidungsgesetz in Frankreich giebt den Pariser Blättern zu allerlei gut und schlecht erfundenen Späßen und Schnurren Veranlassung. Die folgende Geschichte ist eine der lustigsten. Vor einem Friedensrichter in Paris erscheint ein Ehepaar, um sich nach zehnjähriger Ehe scheiden zu lassen.

„Haben Sie Kinder?" fragt der Richter.

„Allerdings, mein Herr!"

„Wie viele?"

„Drei! Zwei Jungen und ein Mädchen! Und das ist der Grund, weshalb wir zu Ihnen kommen! Madame will zwei Kinder behalten, ich aber auch!"

„Wollen Sie," fragte der Richter, „sich beide mit meiner Entscheidung zufriedengeben?"

„Oui Monsieur!" rufen Beide.

„Wohlan! Sie warten beide, bis ein viertes Kind kommt! Dann hat Jedes von Ihnen zwei Kinder, und ich werde bestimmen, wie sie vertheilt werden sollen!"

Das Ehepaar fügt sich, und der Richter hört nichts wieder von ihnen. Endlich, nach mehr als zwei Jahren begegnet er dem Gatten.

„Eh bien, Monsieur! Wie steht es?"

„Ach, Herr Richter, von einer Trennung kann jetzt noch nicht die Rede sein!"

„Noch nicht?"

„Nein!"

„Weshalb?"

„Es waren......Zwillinge, und nun haben wir wieder fünf Kinder!"

— Lehrer: Eßmann, Sie haben heute eine Arbeit geliefert, deren Güte im Verhältniß zu Ihren früheren Leistungen mich argwöhnen läßt, daß Sie nicht allein gearbeitet haben. Gestehen Sie mir, mit wessen Kalb haben Sie gepflügt? — Eßmann: Ihr Sohn hat mir geholfen, Herr Professor.

— Gesellschafts-Requisiten. Hausfrau: „......So denke ich, es ist nun Alles für die Soiree besorgt. Die Gansleber, — Hummer, — zwei Schinken, — zwei Professoren, — ein berühmter Maler, — ein leidlicher Musiker...... — ja, es wird Alles sein!"

— Ein gutes Rasirmesser. Zimmertapezierer: Also das Nebenzimmer wollen's austapezieren lassen? Da ist, scheint's, der Maurer scho d'rinn und kratzt die Wände ab, dös hätten's mich auch können verdiene lasse! — Bäuerin: Na — na — dös is nur der Bauer, der sich alleweil rasirt.

— Durch die Blume. Fräulein Anna: Sie wollen mich heirathen? Ich bitte Sie, tragen Sie doch nicht zu stark auf! — Herr Mehlhuber: Ich begreife Sie gar nicht, mein Fräulein, Sie werden mich doch nicht dazu fähig halten, daß ich Sie am hellen Tage anlüge. — Fräulein Anna: Dann kommen Sie lieber einmal am Abend wieder vor!

— Zu spät. Levi (nach überstandener schwerer Krankheit von seinem Arzte eine Rechnung über 90 Mark empfangend). „Waih geschrien, for den Preis hätte ich mer ja können lassen begraben!"

— Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier: Wie drückt sich der Soldat aus, wenn er Urlaub haben will? — Einjähriger: Bitte um acht Tage Urlaub in meine Heimath Meseritz. — Unteroffizier: Meseritz? Zum Donnerwetter! Sie wollen doch nicht etwa hier Ihren Ulk treiben? — Einjähriger: Nein, Herr Unteroffizier. Meseritz ist ja eine Stadt in der Provinz Posen. — Unteroffizier: Na, dann ist's gut. Fahren Sie fort. Folgender! — Zweiter Einjähriger: Bitte um zwei Tage Urlaub zur Reise nach San Francisco. — Unteroffizier: San Francisco? Das ist wohl wieder so'n verdammtes Nest in der Provinz Posen?

— Die neuen Kartoffeln. Ein Gast bestellt sich ein Beafsteak mit neuen Kartoffeln, erhält aber alte. Er ruft den Kellner und fragt: „Kellner, sind diese Kartoffeln von diesem oder vom vorigen Jahre?" Der Wirth, welcher schon stirnrunzelnd den Gast beobachtet hat, schreit plötzlich vom Fenster aus: „Schmecken Sie denn das nicht?" Gast: (erschrocken) „Nein!" Wirth „Na, dann kann es Ihnen auch ganz egal sein!"

— Ein Druckfehler. Die Entstehung der in den letzten Wochen beobachteten prachtvollen Lichterscheinungen am Abendhimmel ist auf das Vorhandensein von Milliarden kleiner Eirnudeln (statt Eisnadeln) zurückzuführen.

— Ja so! Ein Schildermaler malt an einem Wirthshaus die Inschrift: „Bier und Wein". Er vergißt aber bei dem Worte „Bier" das „e" und schreibt „Bir". Der Wirth, der ihm zuschaut, sagt: „Aber, bester Mann, so schreibt man doch nicht Bier?" — Der Maler dreht sich um und sagt mit der größten Ruhe: „Es ist ja noch naß! Warten S' nur, bis es trocken ist!"

— Der glückliche Ehemann. Weib, Du glaubst gar net, wie gern i di hab; schau, wenn i noch e mal d' Wahl hätt, i glaub, i wär so dumm und nähm Di noch e mol!

— Nur zu wahr. Ein Augenarzt fragt vor Beginn der Operation seinen Patienten, der das Augenlicht verloren hat und bei ihm Heilung sucht: „Haben Sie nun auch Vertrauen zu meiner Kunst?—" „Blindes Vertrauen", war die aufrichtige Antwort des Unglücklichen.

— Recht und billig. Oberst: „Herr Premier, Sie wollen Urlaub? Sie haben nun fünf Jahre keinen verlangt, — da müssen doch zuerst in der Zeiteintheilung diejenigen berücksichtigt werden, die alle Jahre einen gehabt haben!"

— Gutes Zeichen. „Wie geht es denn Deinem kranken Brüderchen; ist es bald wieder gesund?" — „Ja, es hat heute schon Schläge bekommen!"

— Boshafte Vermuthung. A.: Ich möchte doch wissen, was den Schauspieler Donnerer veranlaßt hat, der Kunst Valet zu sagen und eine Delikatessenhandlung zu eröffnen. — B.: Wahrscheinlich glaubt er, daß das Publikum dann „mehr Geschmack" an seinen Leistungen findet. —

— Bier-Monolog. — Student (nachdenklich einen leeren Maßkrug betrachtend): „Merkwürdig, der Stoff soll unvergänglich sein und nur die Form ewig wechseln — ich finde, es ist gerade umgekehrt."

— Vorsichtig. Kind: „Nicht wahr, Herr Baron, wenn Sie dann zur Mama hineingehen, nehmen Sie sie fein nicht um den Hals!" — Baron: „Wieso mein Kind? Wie meinst Du das!" — Kind: „Ja, weil die Mama neulich, wie Sie fort waren, gesagt hat: Wenn mir nur der Baron vom Hals blieb!"

— Schluck's hinunter. Chef (ärgerlich zu seinem Commis). Was, eine Lappalie nennen Sie das, wenn Sie sich in dieser Rechnung über 12 Flaschen kohlensaures Wasser um 5 Pfennige zu meinem Schaden irren? Für was sehen Sie überhaupt das Geld an?—Commis. Für einen Gegenstand, der sehr viel Kohlensäure enthalten muß.—Chef (sehr zornig). Wie so?—Commis. Weil er die Menschen bei der geringfügigsten Veranlassung so sehr aufbrausend macht.